

Bret Easton Ellis

LUNAR PARK

Roman

Aus dem Englischen von
Clara Drechsler
und Harald Hellmann

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgabe: *Lunar Park*

© 2005 by Bret Easton Ellis

All rights reserved

Aus dem Englischen von Clara Drechsler und Harald Hellmann

© 2006, 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln, nach einer Idee von Chip Kidd, New York

Gesetzt aus der Stempel Garamond und der Univers

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05206-0

1 die anfänge

»Du siehst dir verblüffend ähnlich.«

So lautet der erste Satz von *Lunar Park*, der in seiner Kürze und Einfachheit eine Rückkehr zur Form, ein Echo auf die erste Zeile meines Debütromans *Unter Null* darstellen soll.

»Auf den Freeways in Los Angeles werden die Leute auch immer rücksichtsloser.«

Von da an wurden die ersten Sätze meiner Romane, mochten sie noch so geschickt konstruiert sein, immer komplizierter und verschachtelter, überfrachtet mit der sperrigen, überflüssigen Aufzählung von Nebensächlichkeiten.

Mein zweiter Roman, *Einfach Unwiderstehlich*, begann zum Beispiel:

»die dich vielleicht langweilt, aber du mußt ja nicht zuhören, sagte sie mir, weil sie immer gewußt hat, daß es so kommen würde, und sie glaubt, es war ihr erstes Jahr, oder, eigentlich ein Wochenende, tatsächlich Freitag, im September, in Camden, und das ist drei oder vier Jahre her, und sie wurde so betrunken, daß sie im Bett landete, entjungfert wurde (spät, sie war schon achtzehn) in Lorna

Slavins Zimmer, weil sie im ersten Jahr war, und Lorna, fällt ihr ein, im vierten oder im dritten Jahr war und normalerweise hin und wieder in der Wohnung ihres Freundes außerhalb des Campus, der ihrer Meinung nach im zweiten Jahr war und Töpfern als Hauptfach hatte, aber der in Wirklichkeit entweder ein Typ von der New York Universität war, ein Film-Student, der nur wegen der Bums-Klamotten-Fete hier in New Hampshire war, oder einer aus dem Ort.«

Das Folgende stammt aus meinem dritten Roman, *American Psycho*.

»Ihr, die ihr hier eintretet, lasset alle Hoffnung fahren« ist in blutroten Lettern auf die Wand der Chemical Bank an der Ecke Eleventh und First geschmiert, so groß, dass man es auch vom Rücksitz des Taxis aus erkennen kann, das sich im Verkehr aus der Wall Street vorarbeitet, und eben als Timothy Price die Schrift bemerkt, schiebt sich ein Bus neben uns, und eine Seitenwerbung für Les Misérables versperrt den Blick, aber Price, sechsundzwanzig und bei Pierce & Pierce, scheint das nicht zu kümmern, denn er verspricht dem Fahrer fünf Dollar, wenn er das Radio lauter stellt, ›Be My Baby‹ auf WYNN, und der Fahrer, kein Amerikaner, macht es.«

Das hier aus meinem vierten Roman, *Glamorama*:

»Flecken – das ganze dritte Panel ist voller Flecken, da! – nein, das – das zweite von unten, und ich wollte das ja schon gestern jemand sagen, aber da kam der Fototermin dazwischen, und Yaki Nakamari oder wie zum Teufel der Designer schon heißt – ein Meister seines Fachs, hahaha –

hat mich mit jemand verwechselt, also konnt ich mich nicht gleich beklagen, aber meine Herren – und Damen –, da SIND sie, die Flecken, sehrsehr ärgerliche kleine Flecken, und die sehen mir gar nicht zufällig aus, eher wie mit der Maschine gemacht – also ich will jetzt keine langen Opern hören, nur kurz die Story bitte, zack, kein großes Gesülze: wer, was, wo, wann bitte sehr und vor allem warum, obwohl ich jetzt echt den Eindruck hab, wenn ich mir eure belämmerten Visagen anschau, dass es auf dieses Warum keine Antwort gibt – also los, los, verdammt noch mal, was läuft hier eigentlich?«

(*Die Informanten* war eine Sammlung von Erzählungen, die zwischen *American Psycho* und *Glamorama* erschien, und da ich viele davon schon zu Collegezeiten verfasst hatte – vor der Veröffentlichung von *Unter Null* –, standen sie für den gleichen Minimalismus.)

Wie jeder, der den Gang meiner Karriere verfolgt hat, unschwer erkennen kann – falls Literatur tatsächlich zwangsläufig das Innenleben des Schriftstellers bloßlegt –, liefen die Dinge wohl etwas aus dem Ruder und bekamen fatale Ähnlichkeit mit dem, was die *New York Times* als »mittlerweile kompliziert bis zur Skurrilität ... aufgebläht und banal ... überdreht« bezeichnet hatte, und dem mochte ich nicht unbedingt widersprechen. Ich wollte zur früheren Schlichtheit zurück. Mein Leben war mir über den Kopf gewachsen, und in diesen Anfangssätzen schien sich zu spiegeln, was falsch-gelaufen war. Ich musste zurück zu den Wurzeln, und obwohl ich hoffte, dass ein schlanker Satz – »Du siehst dir verblüffend ähnlich« – diesen Prozess in die Wege leiten würde, war mir doch bewusst, dass mehr als eine Aneinanderreihung von Wörtern notwendig war, um das Trümmerfeld zu

bereinigen, von dem ich mich umgeben sah. Aber es wäre ein Anfang.

Als ich noch am Camden College in New Hampshire studierte, belegte ich ein Tutorium über kreatives Schreiben und schrieb im Winter 1983 einen Text, aus dem dann irgendwann *Unter Null* entstand. Das Buch schilderte detailliert die Weihnachtsferien eines reichen, sexuell ambivalenten, gefühlskalten jungen Manns, der aus seinem College im Osten nach Los Angeles – genauer gesagt nach Beverly Hills – zurückkommt; es geht also um Partys, auf denen er sich herumtreibt, um Drogen, die er konsumiert, um die vielen Mädchen und Jungen, mit denen er Sex hat, und all die Freunde, die er in Drogenabhängigkeit, Prostitution und völlige Apathie abrutschen sieht, ohne etwas dagegen zu tun; tagsüber fährt man mit gut aussehenden Blondinen in hochglanzpolierten Cabrios zu schnell zum Beachclub und ist dabei auf Nembutal; die Nächte vergeudet man in VIP-Rooms angesagter Klubs und damit, an den Fenstertischen bei Spago Kokain zu sniffen. Das Buch prangert nicht nur einen Lebensstil an, der mir vertraut war, sondern die ganze Reagan-Ära – wie ich großspurig glaubte – und etwas indirekter auch den damaligen Zustand der westlichen Kultur allgemein. Mein Lehrer war ebenfalls überzeugt, und nach ein paar flüchtigen Korrekturen und Änderungen (ich hatte das Manuskript in L. A. auf dem Boden meines Schlafzimmers liegend in einem achtwöchigen Crystal-Methedrin-Exzess runtergehackt) legte er es seinem Agenten und seinem Verlag vor, die es beide akzeptierten (der Verlag etwas zögernd – jemand aus dem Lektorat meinte: »Wenn es tatsächlich ein Publikum für Romane über koksende, schwanzlutschende Zombies gibt, dann sollten wir das verdammte Ding auf jeden Fall rausbringen«), und ich beobachtete mit

einer Mischung aus Angst und Faszination – angereichert mit freudiger Erregung –, wie aus einer Hausarbeit für die Uni ein schickes Hardcover wurde, das sich zu einem ungeheuren Bestseller und Meilenstein des Zeitgeists auswuchs, in dreißig Sprachen übersetzt und mit großem Budget verfilmt wurde, alles innerhalb von nur rund sechs Monaten. Und im Frühjahr 1985, nur vier Monate nach der Veröffentlichung des Romans, passierten drei Dinge gleichzeitig: Ich wurde finanziell unabhängig, irrsinnig berühmt, und, was das Wichtigste war, ich entkam meinem Vater.

Mein Vater hatte den Großteil seines Vermögens mit hochspekulativen Immobiliengeschäften verdient, vorwiegend während der Reagan-Ära, und die Freiheit, die ihm sein Reichtum verschaffte, hatte ihn zunehmend labil werden lassen. Mein Vater war von jeher ein schwieriger Fall gewesen – lieblos, ausfallend, alkoholabhängig, eitel, zornig, paranoid –, und selbst nachdem sich meine Eltern (auf Wunsch meiner Mutter) hatten scheiden lassen, als ich noch ein Teenager war, ließ er die Familie (zu der auch noch zwei jüngere Schwestern gehörten) seine bedrohliche Macht und Kontrollgewalt spüren, und stets ging es um Geld (endlose Auseinandersetzungen der Anwälte über Alimente und Unterhalt für die Kinder). Es war eine heilige Mission für ihn, uns zu schikanieren, uns nachdrücklich bewusst zu machen, dass wir – nicht etwa sein Verhalten – ihn aus unserem Leben ausgeschlossen hatten. Er zog unter Protest aus unserem Haus in Sherman Oaks aus und nach Newport Beach, und seine Wut bildete fortan einen scharfen Kontrast zu unserem ansonsten friedlichen kalifornischen Leben: Tage, die man träge unter einem unablässig blauen und klaren Himmel am Pool verbrachte, gedankenloses Schlendern durch die Galeria, endloses Umherfahren im Auto – nickende Palmen eskortierten uns an unsere Ziele, müßiges Plaudern

zum Soundtrack von Fleetwood Mac und den Eagles –, all die entspannenden Vorteile, zu jener Zeit dort aufzuwachsen, wurden durch seine unsichtbare Gegenwart beträchtlich verdüstert. Dieser relaxte Lebensstil, dekadent und lässig, hat meinen Vater nie entspannt, er blieb stets in einem gewissen verrückten Zorn gefangen, ganz gleich, wie angenehm die äußeren Umstände seines Lebens auch waren. Und aus diesem Grund hatte die Welt für uns etwas Bedrohliches; auf eine undefinierbare, abstrakte Weise, aus der wir selbst nicht hinausfanden – die Landkarte war weg, der Kompass kaputt, wir hatten uns verlaufen. Meine Schwestern und ich entdeckten in einem ungewöhnlich frühen Alter die dunkle Seite des Lebens; aus dem Verhalten unseres Vaters lernten wir, dass man sich auf nichts in der Welt verlassen kann und Menschen in diesem Chaos nur scheitern konnten, und diese Tatsache trübte alles, was wir anfangen. Einzig und allein meines Vaters wegen floh ich auf ein College in New Hampshire, statt mit meiner Freundin in L. A. zu bleiben und mich wie die meisten meiner Mitschüler nach der Privatschule, die ich in einem Vorort im San Fernando Valley besucht hatte, an der USC einzuschreiben. Es war ein verzweifelter Plan. Und es war zu spät. Mein Vater hatte meine Sicht auf die Welt eingeschwärzt, seine höhnische, sarkastische Haltung allem und jedem gegenüber hatte auf mich abgefärbt, und so sehr ich seinem Einfluss zu entfliehen versuchte, es gelang mir nicht. Er war in mich eingesickert und machte mich zu dem, der ich wurde. Jedes Quäntchen Optimismus, das ich vielleicht noch besessen hatte, wurde durch seine bloße Existenz weggewischt. Die Annahme, dass allein die räumliche Distanz zu ihm irgendetwas ändern würde, war absurd, und ich brachte mein erstes Jahr in Camden vor Angst und Depressionen wie gelähmt zu. Was mich an meinem Vater am meisten ärgerte,

war, dass die verbalen und körperlichen Schmerzen, die er mir zugefügt hatte, letztendlich der Grund waren, dass ich Schriftsteller wurde. (Ergänzende Information: Er schlug übrigens auch unseren Hund.)

Da mein Vater kein Vertrauen in mein schriftstellerisches Talent besaß, hatte er verlangt, dass ich an der Business School der UCLA studierte (meine Noten waren mies, aber er hatte Beziehungen), während ich auf eine Universität wollte, die geografisch so weit wie nur möglich von meinem Vater weg lag – irgendwas mit Kunst, beharrte ich trotz seines Gebrülls, eine, wo nichts angeboten wurde, was mit BWL zu tun hatte. In Maine fand ich keine, daher wählte ich Camden, ein kleines Liberal-Arts-College, das in die bukolische Hügelandschaft des nordöstlichen New Hampshire gebettet war. Mein Vater, wie üblich rasend vor Zorn, weigerte sich, meine Studiengebühren zu bezahlen. Aber mein Großvater, der von seinem eigenen Sohn gerade wegen einer Geldangelegenheit verklagt worden war – eine derart verwickelte und komplizierte Sache, dass ich heute noch nicht weiß, wie oder warum sie begann –, übernahm die Kosten. Ich bin ziemlich sicher, dass die Tatsache, dass mein Vater sich schrecklich darüber ärgern würde (was er auch tat), meinen Großvater bewog, die unerhört hohen Studiengebühren zu zahlen. Als ich im Herbst 1982 in Camden mein Studium antrat, brachen mein Vater und ich den Kontakt zueinander ab, für mich war es eine Erlösung. Diese beidseitige Funkstille hielt an, bis *Unter Null* veröffentlicht und zum Bestseller wurde. Seine nihilistische, ablehnende Haltung mir gegenüber schlug durch den Erfolg des Romans in eine seltsam überschwängliche Anerkennung um, was meinen Ekel noch verstärkte. Mein Vater hatte mich gemacht, mich kritisiert, mich zerstört, und dann, als ich mich

selbst neu erschuf und langsam wieder zu mir kam, verwandelte er sich in einen stolzen, großspurigen Dad, der versuchte, sich wieder in mein Leben zu drängen, und das alles innerhalb eines Zeitraums, der mir vorkam, als wären nur ein paar Tage vergangen. Ich fühlte mich unterlegen, obwohl ich durch meine neu gewonnene Unabhängigkeit jetzt selbst die Kontrolle hatte. Telefongespräche nicht entgegenzunehmen und Einladungen auszuschlagen, überhaupt jeden Kontakt zu ihm zu verweigern, brachte mir keine Genugtuung; dadurch wurde es auch nicht besser. Ich hatte im Lotto gewonnen und kam mir immer noch arm und bedürftig vor. Deshalb stürzte ich mich in dieses neue Leben, das sich vor mir ausbreitete, obschon ich es als einer der übersättigten Jugendlichen aus L. A., die den Durchblick hatten, eigentlich hätte besser wissen müssen.

Das Buch wurde als Autobiografie missverstanden (dabei hatte ich vor *Unter Null* bereits drei autobiografische Romane geschrieben, alle unveröffentlicht, deshalb hatte *Unter Null* weitaus mehr fiktionale Anteile und war in geringerem Maße ein Schlüsselroman als die meisten Erstlingswerke), und die reißerischen Szenen darin (der Snuff-Film, die Massenvergewaltigung der Zwölfjährigen, die verwesende Leiche in der Gasse, der Mord im Drive-in) basierten auf blutrünstigen Gerüchten, die in meiner Clique in L. A. die Runde gemacht hatten, nicht auf eigenen Erfahrungen. Aber die Presse biss sich an den »schockierenden« Stellen des Buches und besonders an meinem Stil fest – sehr knappe Eindrücke, szenisch und kontrolliert wie Haikus. Das Buch war kurz und leicht zu lesen (man hatte dieses »schwarze Zuckerstückchen«, so das *New York Magazine*, in ein paar Stunden durch), und aufgrund seiner großen Drucktype (und weil kein Kapitel länger als ein oder zwei Seiten war)

wurde es als »Roman der MTV-Generation« bekannt (mit freundlicher Genehmigung von *USA Today*), und ich wurde praktisch von jedermann zur Stimme dieser neuen Generation stilisiert. Auf den Umstand, dass ich erst einundzwanzig war und andere Stimmen sich bislang noch nicht zu Wort gemeldet hatten, kam es wohl nicht an. Ich bot eine Story mit Sexappeal, und niemand mochte auf das Defizit an anderen Leitbildern hinweisen. Ich wurde nicht nur in jedem Magazin und jeder Zeitung porträtiert, sondern auch im Fernsehen interviewt: in der Sendung *Today* (rekordverdächtige zwölf Minuten), in *Good Morning America*, dann von Barbara Walters, von Oprah Winfrey; ich war Gast bei Letterman. William F Buckley und ich führten ein recht lebhaftes Gespräch bei »Firing Line«. Eine geschlagene Woche lang sagte ich Videos bei MTV an. Als ich wieder in Camden war, verlobte ich mich (kurzfristig) mit vier verschiedenen Mädchen, die vor dem Erscheinen des Buchs nicht sonderlich an mir interessiert gewesen waren. Bei der Examensfeier, die mein Vater für mich im Carlyle ausrichtete, erschienen Madonna, Andy Warhol in Begleitung von Keith Haring und Jean-Michel Basquiat, Molly Ringwald, John McEnroe, Ronald Reagan jr., John-John Kennedy, die komplette Besetzung von *St. Elmo's Fire*, diverse VJs und Mitglieder meines riesigen Fanklubs, der von fünf Schülern der Vassar Senior High School ins Leben gerufen worden war, ferner eine Filmcrew von *20/20*, die alles aufzeichnete. Ebenfalls zugegen war Jay McInerney, der kurz zuvor mit *Ein starker Abgang* einen vergleichbaren Debütroman über junge Leute und Drogen in New York veröffentlicht hatte, der ihn über Nacht berühmt und zu meinem schärfsten Ostküsten-Konkurrenten gemacht hatte (ein Rezensent hatte in einem der vielen Artikel, die die beiden Romane miteinander verglichen, darauf hingewiesen, dass man nur das Wort

»Kokain« durch »Schokolade« ersetzen müsse, dann würden sowohl *Unter Null* als auch *Ein starker Abgang* als Kinderbücher durchgehen, und da wir beide so oft zusammen fotografiert wurden, begannen die Leute, uns zu verwechseln; um die Sache zu vereinfachen, sprachen die New Yorker Zeitungen von uns beiden einfach als den Toxic Twins). Nach dem Examen im Camden zog ich nach New York und kaufte mir in der Lower Eastside von Manhattan, einen Block vom Union Square Park entfernt, eine Eigentumswohnung im selben Gebäude, in dem auch Cher und Tom Cruise lebten. Und während die Realität langsam zerfloss, wurde ich zum wichtigsten Mitglied des sogenannten literarischen Brat-Pack.

Das Brat-Pack war im Wesentlichen eine Erfindung der Medien: inszenierte Sensation, Punk und Randal. Es bestand aus einer kleinen, angesagten Truppe erfolgreicher Autoren und Lektoren (alle unter dreißig), die einfach abends zusammen abhingen, entweder im Nell's, im Tunnell oder MK oder der Au Bar, und die New Yorker Presse war entzückt, ebenso wie die landesweite und internationale. (Warum? Nun, laut *Le Monde* »war amerikanische Literatur noch nie so jung und sexy«.) In Anlehnung an das Hollywood-Rat-Pack der späten Fünfziger bestand es aus mir (Frank Sinatra), dem Lektor, der mich entdeckt hatte, Morgan Entrekin (Dean Martin), dem Lektor, der Jay entdeckt hatte, Gary Fisketjon (als Peter Lawford), Hepcat-Lektor Erroll McDonald von Random House (Sammy Davis jr.) und McInerney (dem Jerry Lewis der Gruppe). Wir hatten sogar unsere eigene Shirley MacLaine in Gestalt von Tama Janowitz, die einen Band mit Kurzgeschichten über hübsche, drogenumnebelte Hipster in Manhattan geschrieben hatte, der monatelang auf der Bestsellerliste der *New York*

Times stand, zumindest kam es einem so vor. Wir waren auf der Überholspur. Alle Türen flogen für uns weit auf. Jeder mann begegnete uns mit offenen Armen und strahlendem Lächeln. Ganze Fotostrecken in Modemagazinen zeigten, wie wir sechs uns in Armani-Anzügen aufreizend auf den Sofas angesagter Restaurants rekelten. Rockstars himmelten uns an und baten uns hinter die Bühne: Bono, Michael Stipe, Def Leppard, Mitglieder der E Street Band. Wir bekamen stets die besten Plätze. Wir saßen immer im ersten Wagen der großen Achterbahn. Nie sagte einer von uns: »Bestellen wir doch einfach mal *keine* Flasche Cristal«; nie: »Gehen wir doch heute mal *nicht* bei Le Bernardin essen« (wo zu unseren Auftritten Essensschlachten gehörten, bei denen wir mit Hummer um uns warfen und uns flaschenweise Dom Perignon über die Köpfe kippten, bis die Belegschaft, die das ganz und gar nicht lustig fand, uns aufforderte, das Lokal zu verlassen). Wir wurden die ganze Zeit von unseren Lektoren mit ihren unbegrenzten Spesenkonten freigehalten, also bezahlten die Verlage praktisch unsere Ausschweifungen. Damit begann eine Zeit, in der es einem vorkam, als seien die Bücher selbst ganz ohne Bedeutung. Ein glänzendes buchartiges Objekt zu veröffentlichen, war bloß ein Vorwand für Partys und Glamour und dafür, dass gut aussehende Schriftsteller ihren punktgenauen Minimalismus Studenten vortrugen, die mit vor Bewunderung aufgesperrtem Mund dasaßen und dachten: »Das kann ich auch, auch ich könnte dazugehören.« Außer natürlich, man war nicht fotogen genug, dann konnte man es vergessen, traurig, aber wahr. Und falls man kein Anhänger des Brat-Pack war, mit uns abfinden musste man sich trotzdem. Denn wir waren allgegenwärtig. Es gab kein Entrinnen vor unseren Gesichtern, die einem aus Magazinen und Fernsehshows, aus Scotch-Anzeigen und aus Reklametafeln auf Bussen entge-

genstarrten, aus den Klatschspalten der Zeitungen, unseren ausdruckslosen Gesichtern im kalten Licht der Blitzlichter, in der Hand eine Zigarette, die ein Fan gerade anzündete. Uns gehörte die Welt.

Man stellte mich aus. Alles, was ich tat, kam in die Zeitung. Paparazzi folgten mir auf Schritt und Tritt. Ein bei Nell's verschütteter Drink wurde in der Gesellschaftsspalte der *New York Post* als Vollrausch hingestellt, ein Essen mit Judd Nelson und Robert Downey jr. (dem Kostar in der Verfilmung von *Unter Null*) in der Canal Bar als »flegelhaftes Benehmen« (na gut, aber trotzdem). Aus einem harmlosen Lunch zwecks Drehbuchbesprechung mit Ally Sheedy bei Palio konstruierte man eine sexuelle Beziehung. Aber ich hatte mich ja selbst derart exponiert und nicht gerade versteckt – was also hatte ich erwartet? Ich machte schon mit zweiundzwanzig Werbung für Ray-Ban. Ich posierte für die Titelseiten englischer Magazine auf einem Tennisplatz, auf einem Thron und in einer violetten Robe auf dem Fußboden meiner Wohnung. In dieser Wohnung schmiss ich nach Lust und Laune (auf einer Einladung stand »Weil Donnerstag ist!«) verschwenderische Partys mit Catering vom Feinsten – manchmal inklusive Stripperinnen. In Southampton fuhr ich einen geborgten Ferrari zu Schrott, und der Besitzer lächelte bloß (aus irgendeinem Grund war ich dabei nackt). Ich besuchte drei ziemlich exklusive Orgien. Ich hatte Gastauftritte als ich selbst in *Family Ties*, *The Facts of Life*, *Melrose Place*, *Beverly Hills 90210*, *Central Park West*. Im Sommer 1986 dinierte ich auf Einladung von Jeb und George Bush jr., beide Fans von mir, im Weißen Haus. Mein Leben war ein nicht enden wollendes Schaulaufen, das dadurch umso magischer wurde, dass permanent von irgendwoher Kokain auftauchte, und wer auf meine Gesellschaft

Wert legte, musste schon mindestens einen Eightball dabei haben. Schon bald beherrschte ich es meisterhaft, den Eindruck zu vermitteln, ich würde meinem Gegenüber zuhören, während ich in Wirklichkeit nur selbstverliebt vor mich hin träumte: von meiner Karriere, dem vielen Geld, das ich verdient hatte, wie mein Ruhm gewachsen und gediehen war und mich definiert hatte und was für ein unmögliches Benehmen ich mir herausnehmen durfte. Wenn ich mal wieder über Weihnachten in L. A. war, kassierte ich vier oder fünf Strafzettel in dem cremefarbenen 450 SL, den mein Vater mir vermacht hatte, doch in der Gegend, in der ich lebte, ließen sich die Cops schmieren; dort konnte man nachts ohne Licht fahren, dort konnte man Koks sniffen, während eine zweitklassige Schauspielerin einem einen blies, man konnte sich eine dreitägige Heroinsause mit dem kommenden Supermodel in einem Viersternehotel leisten. Es war eine Welt, in der bald sämtliche Schranken fielen. Es gab Dilaudid zur Mittagszeit, und ich musste fünf Monate lang mit niemandem aus dem engeren familiären Umfeld auch nur ein Wort reden.

Die zwei wichtigsten Ereignisse in der nächsten Phase meines Lebens waren die übereilte Veröffentlichung meines zweiten Romans, *Einfach unwiderstehlich*, und eine Affäre mit der Schauspielerin Jayne Dennis. *Einfach unwiderstehlich* hatte ich während meines Abschlussjahrs in Camden verfasst. Er schildert das Sexleben einer kleinen Gruppe wohlhabender, gefühlskalter, sexuell ambivalenter Studenten an einem kleinen Liberal-Arts-College in New England (Camden nicht ganz unähnlich – tatsächlich nannte ich die fiktive Universität auch Camden) in den Achtzigern, auf dem Höhepunkt der Reagan-Ära. Wir folgen ihnen von einer wüsten Party zur nächsten, von einem fremden Bett ins

nächste; es ist jede Droge aufgelistet, die sie sich einverleiben, jedes Glas, das sie kippen, und wie leicht sie in Abtreibungen und völlige Apathie abrutschen und ihr Studium schleifen lassen. Es sollte, na ja, was weiß ich was anprangern, aber an diesem Punkt meiner Laufbahn hätte ich auch die Notizen veröffentlichen können, die ich mir in der Unterstufe in einem Virginia-Woolf-Seminar gemacht hatte, und dennoch den riesigen Vorschuss und die ungeheure Publicity kassiert, die ich für *Einfach unwiderstehlich* einheimste. Auch dieses Buch wurde ein Bestseller, wenn auch kein so großer wie *Unter Null*. Die Presse war von mir jedoch faszinierter denn je (wegen der in dem Buch geschilderten Dekadenz, die ja mein öffentlich gelebtes Leben widerzuspiegeln schien, ebenso wie das Jahrzehnt, das uns alle in seinem Bann hielt; das Buch zementierte meinen Ruf als das Sprachrohr dieser Generation, und ich blieb im Rampenlicht), und mein Ruhm wuchs umgekehrt proportional zur Anzahl der verkauften Bücher. Und so lief alles weiter: kistenweise Champagner, Armani-Anzüge, Cocktails in der ersten Klasse, Superplatzierungen auf diversen Power-Listen, Logenplätze bei den Spielen der Lakers, die Einkäufe bei Barney's nach Ladenschluss, die Groupies, die Vaterschaftsklagen, die Kontaktsperren für »leidenschaftliche Fans«, die erste Million, die zweite Million, die dritte Million. Ich plante meine eigene Möbelkollektion. Ich plante meine eigene Produktionsfirma. Und das blendend weiße Licht des Ruhms wurde immer greller, besonders, als ich begann, mit Jayne Dennis auszugehen.

Jayne Dennis war ein junges Model, dem nahtlos der Wechsel ins ernsthafte Schauspielgeschäft gelungen war und die für ihre Rollen in einer Reihe seriöser Filmprojekte nur lobende Kritiken geerntet hatte. Unsere Wege hatten sich am Ende

des Jahrzehnts bei diversen Promipartys gekreuzt, und sie hatte immer hemmungslos mit mir geflirtet – aber da damals jeder mit mir flirtete, nahm ich es kaum wahr, bis sie zu einer Weihnachtsparty kam, die ich Dezember 1988 in meiner Wohnung gab, und sich mir praktisch an den Hals warf (so unwiderstehlich war ich). Bei der After-Party bei Nell's fand ich mich mit ihr knutschend in einer der Nischen vorn im Restaurant wieder, danach schleppte ich sie mit in meine Suite im Carlyle (die Caterer brauchten zwei Tage, um meine Wohnung zu schmücken, und drei Tage, um sie wieder herzurichten, immerhin waren fünfhundert Gäste da, deswegen war ich für eine Woche ins Hotel gezogen), wo wir die ganze Nacht lang Sex hatten; am nächsten Morgen musste ich einen Flieger nach L. A. erwischen, wo ich die Feiertage verbrachte. Als ich zurück nach New York kam, wurden wir offiziell ein Glamour-Paar. Wir ließen uns beim Aids-Benefiz-Konzert von Elton John im Madison Square Garden sehen, man fotografierte uns bei einem Polomatch in den Hamptons, *Entertainment Tonight* interviewte uns bei der Premiere der neuesten Eddie-Murphy-Komödie auf dem roten Teppich vor dem Ziegfeld, wir saßen bei der Versace-Modégala in der ersten Reihe, Paparazzi folgten uns bis zur Villa eines Freundes in Nizza. Obwohl Jayne sich in mich verliebt hatte und heiraten wollte, war ich einfach zu sehr mit mir selbst beschäftigt und glaubte, die Beziehung würde sich bis zum Sommer erledigt haben, wenn sie so weiterlief. Neben ihrem Anlehnungsbedürfnis und ihrem Selbstekel gab es weitere Hürden, die zu hoch waren, um genommen zu werden: namentlich Drogen-, aber gelegentlich auch Alkoholexzesse; außerdem gab es andere Mädchen, es gab andere Jungs; es gab immer noch eine weitere Party, auf der man versacken konnte. Jayne und ich trennten uns im Mai 1989 in aller Freundschaft und blieben auf ir-

gendwie traurig-lustige Weise in Kontakt; ihrerseits bestand eine anhaltende wehmütige Verliebtheit, meinerseits extremes sexuelles Interesse an ihr. Aber ich brauchte meinen Freiraum. Ich musste allein sein. Keine Frau sollte meiner Kreativität im Weg stehen, zu der Jayne außerdem nichts beizutragen hatte. Ich hatte mit einem neuen Roman begonnen, der den Großteil meiner Zeit zu beanspruchen begann.

Was kann man zu *American Psycho* sagen, das nicht bereits gesagt wurde? Ich habe nicht das Bedürfnis, hier weiter ins Detail zu gehen. Für alle, die damals hinterm Pfeiler gesessen haben, die Kurzfassung: Ich schrieb einen Roman über einen jungen, wohlhabenden, gefühlskalten Wall-Street-Yuppie namens Patrick Bateman auf dem Höhepunkt der Reagan-Achtziger, der, wie der Zufall es will, nebenbei Serienmörder ist und eine ungeheure innere Leere verspürt. Der Roman ist pornografisch und extrem brutal, und zwar so sehr, dass mein Verlag Simon & Schuster sich weigerte, das Buch zu veröffentlichen, und aus Gründen des guten Geschmacks einen Vorschuss im mittleren sechsstelligen Bereich in den Wind schrieb. Sonny Metha, der Chef von Knopf, schnappte sich die Rechte, und noch vor der Veröffentlichung waren die Kontroverse und der Skandal, die der Roman auslöste, immens. Ich gab keine Interviews, denn dafür bestand gar kein Anlass – meine Stimme wäre in dem allgemeinen Gezeter ohnehin untergegangen. Dem Roman wurde vorgeworfen, Serial-Killer-Chic gesellschaftsfähig zu machen. Er wurde schon drei Monate vor seinem Erscheinen in der *New York Times* besprochen – die Überschrift lautete »Kaufen Sie dieses Buch nicht«. Er wurde Thema eines Zehntausend-Wörter-Essays von Norman Mailer in *Vanity Fair* (»der erste Roman seit Jahren, der sich schwieriger, düsterer dostojewskischer Themen annimmt – wie

sehr wünschte man, dieser Schriftsteller hätte kein Talent!«). Er war Gegenstand verächtlicher Leitartikel, es gab Diskussionen auf CNN, es gab einen feministischen Boykott durch die National Organization of Women, es gab Morddrohungen (eine Lesetour wurde deswegen abgesagt), PEN und der Schriftstellerverband waren nicht bereit, sich hinter mich zu stellen. Ich wurde diffamiert, obwohl sich das Buch millionenfach verkaufte und meinen Ruhm in solche Höhen katapultierte, dass ich auf einer Stufe mit Filmstars oder Sportgrößen stand. Ich wurde ernst genommen. Ich war ein Witz. Ich war Avantgarde. Ich war ein Traditionalist. Ich wurde unterschätzt. Ich wurde überschätzt. Ich war unschuldig. Ich war mitschuldig. Ich hatte die Kontroverse inszeniert. Ich war unfähig, irgendwas zu inszenieren. Ich galt als frauenfeindlichster amerikanischer Gegenwartsautor. Ich war ein Opfer der um sich greifenden Unkultur der politischen Korrektheit. Die Debatte tobte weiter, und nicht einmal der Beginn des Golfkriegs im Frühjahr 1991 konnten der Angst, Besorgnis und Faszination Abbruch tun, die Patrick Bateman und sein abartiges Leben in der Öffentlichkeit hervorriefen. Ich verdiente so viel Geld, dass ich nicht mehr wusste, wohin damit. Es war das Jahr des Gehasstwerdens.

Was ich niemandem erzählte – erzählen konnte –, war, welch extrem beunruhigende Erfahrung die Arbeit an diesem Buch für mich gewesen war. Dass ich zwar geplant hatte, meinen Vater als Grundlage für die Figur Patrick Bateman zu nehmen, aber irgendjemand – *irgendetwas* – anderes griff ein und bewirkte, dass diese Figur während der drei Jahre, in denen ich an dem Roman arbeitete, zu meiner einzigen Richtschnur wurde. Ich erzählte niemandem, dass das Buch vorwiegend bei Nacht entstand, wenn der Geist dieses Wahnsinnigen mich heimsuchte, mich manchmal sogar aus

einem bleiernen Xanax-Schlaf riss. Als ich zu meinem Entsetzen begriff, was diese Figur von mir wollte, kämpfte ich dagegen an, doch der Roman erzwang es, geschrieben zu werden. Ich war oft stundenlang weggetreten, nur um dann festzustellen, dass weitere zehn Seiten vollgekritzelt waren. Ich will sagen – und ich weiß nicht recht, wie ich es anders ausdrücken könnte –, dass das Buch von jemandem geschrieben werden *wollte*. Es schrieb sich selbst und fragte nicht danach, was ich davon hielt. Ich sah mit Entsetzen zu, wie der Stift über die gelben Notizblöcke huschte, auf die ich die erste Fassung schrieb. Ich war von dieser Schöpfung angewidert und wollte nicht die Urheberschaft dafür übernehmen – Patrick Bateman beanspruchte die Urheberschaft. Nachdem das Buch veröffentlicht war, hatte ich den Eindruck, als sei er beinahe erleichtert und, was noch abscheulicher war, befriedigt; er hörte auf, nach Mitternacht zu erscheinen und schadenfroh meine Träume heimzusuchen, und ich konnte mich endlich erholen und musste mich nicht mehr auf seine nächtlichen Besuche gefasst machen. Aber selbst Jahre später brachte ich es noch nicht fertig, das Buch anzusehen, und schon gar nicht, es zu berühren oder noch einmal zu lesen – es hatte etwas, nun ja, abgrundtief Böses an sich. Mein Vater erwähnte *American Psycho* mir gegenüber nie. Allerdings schickte er, nachdem er es zur Hälfte gelesen hatte, meiner Mutter kommentarlos die *Newsweek*-Ausgabe aus dem damaligen Frühjahr, auf deren Titel über dem Gesicht eines Babys die Frage »Ist Ihr Kind schwul?« prangte, was seltsam genug war.

Mein Vater starb im August 1992. Ich hielt mich damals gerade in einem Strandcottage in Wainscott in den Hamptons auf, das 20.000 Dollar im Monat kostete, wo ich versuchte, meine Schreibblockade zu überwinden, und mich gleich-

zeitig auf den Besuch meiner Wochenendgäste (Ron Gallotti, Campion Platt, Susan Minst, mein italienischer Verleger und McNerney) vorbereitete, indem ich diesen ganz bestimmten Pflaumenkuchen für 40 Dollar bei dieser ganz bestimmten Bäckerei in East Hampton vorbestellte und zwei Kisten Domaines Ott kaufte. Ich versuchte, nüchtern zu bleiben, köpfte aber schon morgens um zehn die ersten Chardonnay-Flaschen, und wenn ich am Vorabend alles weggetrunken hatte, saß ich in meinem für den Sommer geleasteten Porsche auf dem Parkplatz eines Spirituosenladens in Bridgehampton, wartete, dass der Laden aufmachte, und rauchte mit Peter Maas, der meistens ebenfalls dort saß, eine Zigarette. Ich hatte gerade aufgrund eines abstrusen Streits beim Makrelengrillen mit einem Model Schluss gemacht – sie hatte sich über die Sauerei beschwert, das Zugedröhntsein, den Exhibitionismus, diese Schwulensache, meine Gewichtszunahme, die Paranoia. Aber es war der Sommer von Jeffrey Dahmer, dem berüchtigten Homosexuellen/Serienmörder/Kannibalen aus Wisconsin, und ich war zu der Überzeugung gelangt, dass er unter dem Einfluss von *American Psycho* gemordet hatte – seine Verbrechen waren ebenso makaber und entsetzlich wie die von Patrick Bateman. Und da tatsächlich ein Serienmörder, der das Buch gelesen *hatte* und zwei seiner Morde nach Stellen aus dem Buch inszenierte – von allen beschissenen Orten ausgerechnet –, in *Toronto* herumgelaufen war, rief ich betrunken und hysterisch bei meiner Agentin bei ICM und bei meinem Lektor bei Knopf an, um mich zu vergewissern, dass es im Falle von Dahmer nicht so war (war's nicht). Und ja, es stimmte, ich hatte 40 Pfund zugelegt – ich war so sonnenverbrannt und fett, dass man, hätte man ein Gesicht auf einen riesigen rosafarbenen Marshmallow gemalt und es vor ein Laptop platziert, keinen Unterschied zwischen uns

hätte feststellen können. Und zugegeben, seit ich derart aus dem Leim gegangen war, hatte ich einen Hang zum Nacktbaden im Atlantik, der nur fünfzig Meter von meinem 20.000-Dollar-pro-Monat-Cottage entfernt war, und na schön, ich hatte mich vorübergehend in einen Jungen verguckt, der bei Loaves and Fishes arbeitete, daher war es halbwegs verständlich, dass Trisha mich verließ. Dass sie mich aber einen »beschissenen Irren« nannte und in meinem geleasten Porsche davonbrauste, war es aber nicht.

Und dann wurde der Sommer von einem Telefonanruf mitten in der Nacht unterbrochen. Seine zweiundzwanzigjährige Freundin hatte ihn nackt auf dem Badezimmerfußboden in seinem leeren Haus in Newport Beach gefunden. Mehr wussten wir nicht.

Ich wusste nicht, was ich tun, wen ich anrufen, wie ich damit umgehen sollte – ich stand regelrecht unter Schock. Irgendwer musste mich aus diesem Cottage rausholen und nach Kalifornien schaffen. Es gab eigentlich nur einen Menschen, der das für mich tun konnte – oder genauer gesagt, bereit war, es zu tun. Jayne verließ also den Set ihres Drehs in Pennsylvania, wo sie an der Seite von Keanu Reeves spielte, reservierte Flugplätze bei MGM Grand, holte mich bibbernden Kloß aus den Hamptons und flog mit mir nach L.A. – das alles innerhalb von vierundzwanzig Stunden, nachdem ich erfahren hatte, dass mein Vater tot war. In jener Nacht, in dem Haus in Sherman Oaks, in dem ich aufgewachsen war, war ich betrunken und verängstigt und fickte sie brutal in meinem alten Kinderzimmer, und wir weinten beide dabei. Am nächsten Tag flog Jayne zurück zum Dreh nach Pennsylvania. Keanu schickte mir Blumen.

Mein Vater hatte mich zu seinem Nachlassverwalter eingesetzt, doch sein Erbe war nicht nur wertlos, er hatte auch noch Steuerschulden, die in die Millionen gingen, und so kam es zu einem langwierigen Rechtsstreit mit dem Finanzamt (dort konnte man nicht begreifen, wie jemand, der in den letzten sechs Jahren seines Lebens 20.000.000 Dollar verdient hatte, alles ausgegeben haben konnte – das war, bevor wir die Sache mit dem gemieteten Lear-Jet und der ganzen Schrottkunst entdeckten), der mich mehrere Monate in Los Angeles festhielt, wo ich mit drei Anwälten und einem halben Dutzend Buchhaltern in einem Büro eingesperrt saß, bis endlich alle Finanzfragen geklärt waren. Am Schluss blieben mir zwei Uhren von Patek Philippe, eine Kiste Armani-Anzüge in Übergrößen und die ungeheure Erleichterung, ihn los zu sein. (Meine Mutter und Geschwister gingen leer aus.) Die Autopsie ergab, dass er einen schweren Schlaganfall erlitten hatte (um 2.40 Uhr in der Nacht), auch wenn es verschiedene Ungereimtheiten gab, die dem Leichenbeschauer rätselhaft waren. Es hatte jedoch niemand Interesse, diesen Ungereimtheiten nachzugehen, und er wurde umgehend eingäschert. Seine Asche kam in eine Tasche – und obwohl er im Testament verfügt hatte, dass seine Kinder sie im Meer, vor der Küste bei Cabo San Lucas, verstreuen sollten, wo er häufig Urlaub gemacht hatte, stellten wir die Tasche in ein Schließfach der Bank of America auf dem Ventura Boulevard, gleich neben einem baufälligen McDonald's. Als ich einige der Armani-Anzüge zum Änderungsschneider brachte (ich hatte die ganzen Pfunde, die ich im Sommer zugelegt hatte, innerhalb weniger Wochen verloren), musste ich angeekelt feststellen, dass die Hosenbeine innen am Schritt mit Blut befleckt waren, das Ergebnis einer vermurksten Penisimplantation, die er in Minneapolis hatte vornehmen lassen, wie wir später erfuhren. Die fatale Kom-

bination von Diabetes und Alkoholismus hatte meinen Vater in seinen letzten Jahren impotent gemacht. Ich ließ die Anzüge beim Schneider und fuhr heulend und fluchend zurück nach Sherman Oaks; während ich rücksichtslos durch die Canyons kurvte, boxte ich immer wieder gegen das Dach des Mercedes.

Als ich nach New York zurückkehrte, erklärte mir Jayne, dass sie schwanger sei und das Kind behalten wolle und ich der Vater sei. Ich bekniete sie, es abtreiben zu lassen. (»Mach was! Regel das! Unternimm was!«, schrie ich. »Ich kann das nicht! In zwei Jahren werde ich schon tot sein! Guck mich nicht an, als wär ich verrückt!«) Kinder haben Stimmen, sie wollen sich mitteilen, sie wollen einem erklären, wo alles ist – ich konnte gut darauf verzichten, diese besonderen Fähigkeiten kennenzulernen. Ich hatte bereits alles gesehen, was ich wollte, und Kinder zählten nicht dazu. Wie für alle Singlemänner hatte meine Karriere für mich oberste Priorität. Ich lebte den Traum eines jeden Junggesellen, und so sollte es auch bleiben. Ich tobte und beschuldigte Jayne, mich reingelegt zu haben, ich beharrte darauf, das Kind sei nicht von mir. Aber sie sagte, genau das hätte sie von mir erwartet, und im darauffolgenden März entband sie das Kind vorzeitig im Cedars Sinai in L. A., wo sie mittlerweile lebte. Ich sah den Jungen einmal in seinem ersten Lebensjahr. Als Jayne anlässlich der Premiere eines neuen Films in der Stadt war, brachte sie ihn in meine Wohnung in der 13th Street, damit wir eine Art Vater-Sohn-Beziehung aufbauten. Sie hatte den Jungen Robert getauft – Robby. Ich machte ihr erneut Vorwürfe und erklärte, er sei nicht von mir. Sie fragte: »Wen zum Teufel hältst du denn für den Vater?« Ich stürzte mich auf das Erste, was mir einfiel. »Keanu Reeves!« brüllte ich. Ich hatte mich an den Film erinnert, den sie mit

ihm zum Zeitpunkt des Todes meines Vaters gedreht hatte. (Ich war mit Keanu befreundet, der zur ursprünglichen Besetzung bei der Verfilmung von *Unter Null* gehört hatte. Später wurde er durch Andrew McCarthy ersetzt, weil die Produktionsfirma im Frühjahr 1987 einen überraschenden Erfolg mit der Low-Budget-Produktion *Mannequin* landete, in der McCarthy mitspielte und die originellerweise von dem Vater des Mädchens produziert worden war, das mir als Vorbild für Blair, die Heldin aus *Unter Null*, diente; wie klein meine Welt doch war.) Ich drohte Jayne, sie zu verklagen, falls sie Unterhalt verlangen sollte. Da ich einen Vaterschaftstest rundheraus verweigerte, nahm sie sich einen Anwalt. Ich nahm mir auch einen. Ihr Anwalt argumentierte, das Kind habe »eine augenfällige Ähnlichkeit mit Mr Ellis«, während mein Anwalt auf mein Drängen hin widerstrebend dagegenhielt, das Kind habe »eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem gewissen Mr Keanu Reeves!« (das Ausrufezeichen – meine Idee; die Freundschaft mit Keanu deswegen zu beenden – nicht meine Idee). Der Vaterschaftstest, zu dem ich auf dem Rechtswege gezwungen wurde, bewies, dass ich der Vater war, doch ich behauptete, Jayne hätte mir gegenüber behauptet, dass sie verhüte. (»Miss Dennis und Mr Ellis unterhielten eine offene Zweierbeziehung. Auch wenn Mr. Ellis der Vater ist, war es doch ihr eigener, freier Entschluss, eine alleinerziehende Mutter zu sein«, argumentierte mein Anwalt.) Ich erfuhr, dass in Fällen wie diesen die Ejakulation juristisch gesehen der Point of no Return ist. Doch eines Morgens, nach einem besonders erbitterten Telefonat zwischen meinem Anwalt und Jaynes Anwalt, legte Marty plötzlich verblüfft den Hörer aus der Hand und sah mich an: Jayne hatte aufgegeben. Sie forderte nicht länger Unterhalt für das Kind, sondern zog ihre Klage zurück. In diesem Moment, im Büro meines Anwalts im World Trade

Center, begriff ich, dass sie das Kind nach meinem Vater benannt hatte. Als ich sie später am Tag, nachdem wir beide einander zaghaft vergeben hatten, damit konfrontierte, schwor sie, das sei ihr gar nicht in den Sinn gekommen. (Was ich ihr auch heute noch nicht abkaufe; das war einer der Gründe für die kommenden Geschehnisse in Lunar Park – ein Katalysator.) Und sonst? Ihre Eltern hassten mich. Auch nachdem bewiesen war, dass ich der Vater war, blieb Jaynes Familienname auf der Geburtsurkunde. Ich begann, Hawaii-hemden zu tragen und Zigarren zu rauchen. Jayne bekam fünf Jahre später noch ein Kind, ein Mädchen namens Sarah, und wieder funktionierte die Beziehung mit dem Vater nicht. (Ich kannte den Kerl flüchtig – ein berühmter Plattenfirmenmensch aus L.A.; er war nett.) Zum Schluss wirkte Jayne einigermaßen patent, mütterlich und seelisch gefestigt. Wir blieben gute Freunde. Sie liebte mich immer noch. Ich orientierte mich anderweitig.

Jayne hatte immer darauf bestanden, dass Robby im Zuge der Öffentlichkeitsarbeit nie mit mir in Zusammenhang gebracht werden dürfe, und ich stimmte dem natürlich zu. Doch im August 1994, als *Vanity Fair* anlässlich der Veröffentlichung von *Die Informanten* ein Porträt über mich brachte, deutete der Autor an, wer Robbys Vater sein könnte. In der ersten Fassung des Artikels, auf die ICM miss-trauisch einen Blick warf, bekräftigte er unter Berufung auf eine »verlässliche Quelle«, dass Bret Easton Ellis tatsächlich Robbys Vater sei. Ich informierte Jayne darüber. Jayne rief meine Agentin Binky Urban und den Boss von Knopf, Sonny Mehta, an und verlangte, dass diese »Tatsache« gestrichen würde. Graydon Carter, der Chefredakteur von *Vanity Fair* – zudem ein Freund –, tat ihr den Gefallen, sehr zum Ärger des Journalisten, der eine Woche mit mir in Rich-

mond, Virginia, »durchlitten« hatte, wo ich mich angeblich im Haus eines Freundes verkrochen hatte. In Wirklichkeit besuchte ich heimlich die neue Canyon Ranch, die vor Kurzem aufgemacht hatte, um mich für eine kurze Lesetour fit zu machen, die ich Knopf als Promotion für *Die Informanten* versprochen hatte. Doch auch dieser Sachverhalt gelangte nie in den Artikel.

Nur sehr wenige Menschen (enge Freunde eingeschlossen) wussten etwas über diese Geschichte – meinen geheimen Sohn –, und abgesehen von Jay McInerney und meinem Lektor Gary Fisketjon (die Robby gesehen hatten, als Jayne und ich auf der Hochzeit eines gemeinsamen Freundes in Nashville waren) hatte niemand, den ich kenne, einschließlich meiner Mutter und meinen Geschwistern, ihn je gesehen. Bei der erwähnten Hochzeitsfeier in Nashville erzählte mir Jayne, dass Robby gefragt habe, wo sein Vater sei, warum er nicht bei ihnen wohne und warum er nie zu Besuch käme. Angeblich kam es zunehmend zu Weinkrämpfen und langen Schweigephasen; es herrschte Verwirrung und das Verlangen nach Klärung; es gab neurotische Verhaltensweisen, irrationale Ängste, Bindungsschwäche, Wutanfälle in der Schule. Er ließ sich von niemandem berühren. Dennoch hatte er bei der Hochzeit in Nashville intuitiv nach meiner Hand gegriffen – dabei war ich ein Fremder, irgendein Freund seiner Mutter, ein Niemand –, um mir eine Eidechse zu zeigen, die er hinter einer Hecke des Hotels entdeckt haben wollte, in dem viele der Hochzeitsgäste untergebracht waren. Ich tat so, als ließe mich das kalt, und versuchte ihn bei den Tausenden von Cocktailpartys, die ich in den folgenden Jahren besuchte, möglichst nicht zu erwähnen. Aber jedes Mal, wenn jemand abends das Kokain auspackte (und das passierte damals zugegebenermaßen allabendlich),

machte ich kleine Andeutungen über diese verborgene Existenz. Wenn ich dann die betrübten, schockierten Mienen der anderen sah, die die Sehnsucht hinter meinem Pokerface spürten, hörte ich rasch auf. »Ich mach bloß Spaß, ich mach bloß Spaß«, war mein Mantra, und dann stellte ich die gerade aktuelle Freundin Leuten vor, die sie schon seit Jahren kannten. Das Mädchen hob dann nur den Kopf von einem mit Koks überhäuften Spiegel, blickte mich verwundert an, zuckte mit den Schultern und beugte sich wieder vor, um eine weitere Line durch eine eng zusammengerollte 20-Dollar-Note wegzuputzen. Mit der Hochzeitsfeier – als Robby das erste Mal meine Hand ergriff – fing es an. Das war der Augenblick, in dem der Sohn für den Vater plötzlich real wurde. Es war auch das erste Jahr, in dem ich fast 100.000 Dollar für Drogen ausgab. Geld, das – tja – auch an Robby hätte gehen können, denke ich. Aber Jayne kassierte vier bis fünf Millionen Dollar pro Film, und ich war permanent high, also hörte ich auf, darüber nachzudenken.

Allerdings hielten mich viele für schwul und vergaßen es daher schnell, wenn Bret Easton Ellis – überdreht, zugekokst, den x-ten Stoli runterkippend – irgendwas von einem Kind faselte. Diese Schwulengeschichte war das Resultat eines besoffenen Interviews für die britische Presse, in dem ein Reporter mich gefragt hatte, ob ich homosexuell sei. Ich gab das Interview anlässlich einer BBC-Dokumentation über mein dreiunddreißigjähriges Leben (der Titel war ein Zitat der letzten Zeile aus *American Psycho*): *Kein Ausgang: Die Bret Easton Ellis Story* (der Ruhm, die Exzesse, der Absturz, die Funktionsstörung, die Trunkenheitsfahrt, die seelische Qual, die Sache mit dem Ladendiebstahl, die Festnahme im Washington Square Park, das Comeback, und dann schlurfe ich in Zeitlupe erschöpft durch ein Fitnessstudio, während im Hintergrund dröhnend »Creep« von Radio-

head läuft). Der Interviewer bemerkte beiläufig, dass ich in vielen der Clips »ganz schön verweichlicht« rüberkäme. Aber anstatt mich zu fragen, ob ich unter Drogen stand, überlegte er, ob ich schwul sei. Und ich sagte: »Aber sicher doch, darauf kannst du wetten!« Ich hielt das für einen lustigen und offenkundig sarkastischen Kommentar zu diesem Outing. »Gott sei Dank!«, rief ich. »Hat mich doch *endlich* einer geoutet!« Ich hatte schon in zahllosen Interviews erklärt, dass ich auch mit Männern sexuell experimentiert hatte – und in einer Story im *Rolling Stone* ziemlich explizit über meine Dreier an der Uni in Camden erzählt –, aber diesmal schlug es Wellen. Paul Bogaards, mein PR-Mann bei Knopf, nannte mich gar einen »Spinatstecher mit einem dreckigen Mundwerk«, nachdem er das Interview im *Independent* gelesen hatte, und genoss zugleich den Sturm der Kontroverse und die gestiegene Nachfrage nach meinen alten Titeln, den dieses Eingeständnis auslöste. (BEE: Der Erfinder von Patrick Bateman, der Schriftsteller von *American Psycho*, des frauenfeindlichsten Romans, der je geschrieben wurde, soll tatsächlich – Schluck! – homosexuell sein?!?!)

Aber das blieb irgendwie hängen. Nachdem das Interview erschienen war, tauchte ich sogar auf der Liste der hundert interessantesten schwulen Männer des Jahres im *Advocate* auf, was meine tatsächlich schwulen Freunde rasend machte und verwirrte und tränenreiche Anrufe von Jayne zur Folge hatte. Aber ich war nur »übermütig«. Ich war bloß ein »Scherzkeks«. Ich war bloß »Bret«. Im Laufe der Jahre erschienen auf der »Hanging With Hef«-Seite im *Playboy* immer wieder Fotos von mir im Jacuzzi des Playboy Mansion (ich war dort Stammgast, wenn ich in L.A. war), daher herrschte »beträchtliche Verwirrung« hinsichtlich meiner sexuellen Orientierung. Der *National Enquirer* berichtete, ich sei mit Julianna Margulies zusammen, mit Christy Tur-

lington, mit Marina Rust, mit Candace Bushnell, mit Rupert Everett, mit Donna Tartt, mit Sherry Stringfield, mit George Michael, sowohl mit Diane von Fürstenburg als auch mit Barry Diller. Ich war nicht hetero, ich war nicht schwul, ich war nicht bi, ich weiß auch nicht, was ich war. Aber all das war meine Schuld, und mir gefiel der Umstand, dass sich die Leute tatsächlich dafür interessierten, mit wem ich ins Bett ging. War das von Bedeutung? Ich war ein Rätsel, ein Mysterium, und *das* war von Bedeutung – das war es, womit man Bücher verkaufte, wodurch ich noch berühmter wurde. Propaganda, die dazu diente, das ohnehin schon sehr schicke Image eines gut aussehenden, jungen Playboys noch zu verbessern.

Auf Heroin hatte ich das Gefühl, als sei alles, was ich tat, unschuldig und voller Liebe, und ich wollte die ganze Menschheit umarmen, ich war entspannt und seelenruhig und aufmerksam, ich war offen und warmherzig, gab unglaublich viele Autogramme und schloss massenhaft neue Freundschaften (die dann wieder einschliefen, die keinen Bestand hatten). Zu der Zeit, als ich H entdeckte, begann für mich außerdem ein Vorhaben, das ein volles Jahrzehnt (die Neunziger) beanspruchte, nämlich einen Fünfhundert-Seiten-Roman namens *Glamorama* zu konzipieren, zu schreiben und zu promoten, der von einer internationalen Terrororganisation handelte, die die Modeszene als Tarnung benutzt. Das Buch würde mich – voraussichtlich – erneut zum Multimillionär und noch berühmter als ohnehin schon machen. Aber ich musste auf Lesetour um die ganze Welt gehen, dazu verpflichtete ich mich vertraglich; eine Bedingung dafür, erneut Multimillionär zu werden; darauf bestand meine Agentur ICM, um die Provisionen eines Multimillionärs kassieren zu können. Doch ich war extrem heroinab-

hängig, und der Verlag hielt die sechzehn Monate lange Lesetour für eine potenziell »prekäre« Sache, da ich, Sonny Mehta zufolge, »äh ... permanent high ... äh« war. Aber sie gaben nach, sie waren darauf angewiesen, dass ich die Tour machte, um den Riesenvorschuss wieder einzufahren, den sie ausgespuckt hatten. (Ich riet ihnen, einfach Jay McInerney statt meiner zu schicken; den Unterschied würde niemand bemerken, außerdem war ich überzeugt, dass Jay dazu bereit gewesen wäre. Aber niemand bei Knopf wollte das auch nur in Betracht ziehen.) Mir lag aber viel daran, wieder Multimillionär zu sein, daher beteuerte ich, ich sei clean, und für kurze Zeit war ich das auch. Ein Internist, zu dem mich Random House schickte, war der Überzeugung, ich würde mit vierzig eine »neue Leber« brauchen, wenn ich nicht vorsichtiger wäre. Das wirkte. Aber nicht lange.

Um sicherzugehen, dass ich auf dem ersten Teil der *Glamorama*-Tour die Finger von Drogen ließ, heuerte Random House einen jamaikanischen Bodyguard an, der mich im Auge behalten sollte. Manchmal konnte man sich ihm leicht entziehen, manchmal nicht. Wie bei vielen renommierten (aber schlampigen) Drogenkonsumenten waren meine Sakkos für gewöhnlich mit Koks überpudert, wenn ich vom Klo kam; Koks bestäubte meine Revers und besprenkelte die Hosen meiner Cerutti-Anzüge, daher war es mitunter kaum zu übersehen, dass ich noch nicht *ganz* clean war. Schließlich veranstaltete Terence täglich Durchsuchungen, bei denen er die Päckchen mit Meth, Koks und H in meinem Armani-Mantel fand, den er dann chemisch reinigen ließ. Und dann gab es da noch die ernsthafteren Konsequenzen, die der Drogenkonsum während einer langen, anstrengenden Lesereise mit sich brachte: der Anfall in Raleigh, das lebensbedrohliche Koma in St. Louis (*kein* gu-

ter Ort für ein lebensbedrohliches Koma übrigens). Schon bald kümmerte sich Terence einfach nicht mehr drum (»Mon, if you wanna do de dope, do de dope. Terence don wanna know. Terence, he tired, mon«, erklärte mir Terence entnervt, während er an einer Dreadlock zupfte), und ebenso bald haute ich mir bei Interviews in einer Hotelbar in Cincinnati alle zehn Minuten die Lines rein und kippte dazu schon um zwei Uhr nachmittags doppelte Cosmopolitans. Ich schmuggelte Gasfeuerzeuge und große Mengen Crack in Flugzeuge von Delta Airlines. In einer Badewanne in Seattle nahm ich eine Überdosis (genau genommen war ich in dieser Stadt für drei Minuten klinisch tot). Und da begann man sich echte Sorgen zu machen. Wenn mich die mit jeder Stadt wachsende Anzahl von Betreuern nicht bis Mittag gesichtet hatte, waren sie vom Verlag angewiesen, den entsprechenden Hoteldetektiv zu alarmieren, um die Tür aufzuschließen (wenn die Kette vorgelegt war oder ich einen Stuhl unter die Klinke gestellt hatte, sollten sie die Tür »gewaltsam öffnen«), um sich zu vergewissern, dass ich noch lebe. Ich war natürlich immer lebendig (wenn auch nur im wörtlichen, nicht im übertragenen Sinne), aber so hinüber, dass die PR-Leute mich huckepack von der Limousine in die Radiostudios und die Buchhandlungen tragen mussten, wo ich dann auf dem Stuhl zusammengesackt mit der Lesung begann und in ein Mikrofon nuschelte, während ein Angestellter des Ladens nervös neben mir bereitstand, um mit dem Finger vor meinem Gesicht zu schnipsen, falls ich plötzlich wegrat (bei den Autogrammstunden führten sie mir manchmal die Hand, um eine erkennbare Unterschrift hinzukriegen, während ich einfach ein X machen wollte).

Waren keine Drogen zu bekommen, ging mein Einsatz für die Sache drastisch zurück – so musste ich zum Beispiel einmal einen Auftritt in The Tattered Cover absagen, weil

dem Dealer, den ich in Denver kannte – wie ich erst nach meiner Ankunft erfuhr –, ein Schraubendreher in den Kopf gejagt worden war. (Ich entwichte aus dem Brown Palace und wurde auf dem Rasen vor der Wohnung eines anderen Dealers gefunden, wimmernd und meiner Schuhe und Brieftasche beraubt, die Hose auf den Knöcheln.) Ohne Drogen konnte ich nicht mal unter die Dusche, weil ich Angst davor hatte, was aus dem Duschkopf kommen würde. Nach Signierstunden schleppte ich mitunter ein Groupie, das hatte anklingen lassen, es besäße Schore, mit zurück ins Hotel, wo es versuchte, mich mit Stoff und Oralsex wiederzubeleben (was enorm viel Geduld ihrerseits erforderte). »Man braucht nur eine Woche, um vom Heroin runterzukommen«, erklärte eins dieser Mädchen mal optimistisch, während sie versuchte, sich den eigenen Arm abzunagen, nachdem ihr klar geworden war, dass ich ihre gesamten sechs Packs Schore weggemacht hatte. Ohne Drogen kam ich zu der Überzeugung, dass der Buchhändler in Baltimore in Wirklichkeit ein Puma war. Wenn schon so etwas passierte, wie sollte ich dann den Sechs-Stunden-Flug nach Portland überstehen? Meine Lösung? Mehr Drogen aufreiben. Und so beschaffte ich mir weiter Stoff und nickte weiterhin bei Interviews in Hotelbars ein. Ich wurde auf Flügen ohnmächtig, lag ausgestreckt und bewusstlos in der ersten Klasse und musste im Rollstuhl durch die Flughäfen gekarrt werden, während ein Angestellter der Airline neben mir herlief, um zu verhindern, dass ich rausrutschte. »Lebensmittelvergiftung«, wurde den Medien von Paul Bogaards, jetzt Pressechef bei Knopf, aufgetischt. »Er hat eine Vergiftung durch, äh ... das, Sie wissen schon, das Essen.«

Und die Tour donnerte weiter.

Ich wachte in Mailand auf. Ich wachte in Singapur auf. Ich wachte in Moskau auf. Ich wachte in Helsinki auf. Ich wachte in Köln auf. Ich wachte in verschiedenen Städten der Ostküste auf. Ich wachte mit einer Flasche Tequila im Arm in einer weißen Limousine mit Stierhörnern auf der Kühlerhaube auf, die durch Texas raste. »Warum ist Bret nicht zur Lesung erschienen?«, wurde Paul Bogaards ständig von der Presse gefragt. Dann folgte gewöhnlich eine Pause, bis Paul mit seiner nun üblichen Unbestimmtheit antwortete. »Äh, Erschöpfung ... Allergien.« »Warum will Bret diesen Teil der Tour verschieben?« Erneut eine lange Pause. »Äh ... Allergien.« Eine noch längere Pause, und dann sagte der verwirrte Journalist dezent: »Aber es ist Januar ... Mr Bogaards.« Ein weiteres langes Zögern von Bogaards; und dann mit dünner Stimme: »Erschöpfung.« Wiederum ein langes Zögern und dann kaum noch ein Flüstern, »Lebensmittel... vergiftung«. Aber die Leute verdienten dermaßen viel Geld an mir (es kamen genug Pornografie und Verstümmelungen in dem Buch vor, um den harten Kern meiner Fans zufriedenzustellen, deshalb stand es trotz der Rezensionen, die für gewöhnlich mit dem Wort »pfui« endeten, auf nahezu jeder Bestsellerliste), dass sich die Terminplanung zwangsläufig nach mir richtete, denn wenn nicht, hätte das für meinen Verlag immense finanzielle Einbußen bedeutet. Alles an meiner Karriere wurde nun im Hinblick auf seine Wirtschaftlichkeit bemessen, und gigantische Blumenbuketts mussten mir ins Hotel geschickt werden, um meine »der Unsicherheit geschuldeten Tobsuchtsanfälle« zu besänftigen. Zu den Sonderwünschen zählte unter anderem auch, dass jedes Hotelzimmer auf der *Glamorama*-Tour »zehn

Votivkerzen, eine Schachtel Vitamin-C-Kautabletten, eine Auswahl an Ricola-Halspastillen, frische Ingwerknollen, drei große Beutel Cool Ranch Doritos, eine gekühlte Fla-

sche Cristal und ein Telefon mit Geheimnummer nur für ausgehende Gespräche« enthalten musste, und dass bei allen Lesungen die Lampen über dem Podium »orange getönt« sein mussten, weil dann meine schöne Sonnenstudiobräune besser zur Geltung käme. Diese Klauseln standen in meinen Verträgen, und bei Nichterfüllung wurde eine Vertragsstrafe fällig – die Einnahmen wurden dann zwischen Knopf und mir geteilt. Keiner hat behauptet, Bret-Easton-Ellis-Fans hätten es leicht.

Für die zweite US-Tour (irgendwie war zwischendurch tatsächlich die Taschenbuchausgabe erschienen; so lange war ich unterwegs) wurde ein echter »Drogen-Cop« angeheuert. Terence war schon vor Monaten von der Bildfläche verschwunden, und nun stand eine frisch-forsche junge Frau parat (eine »Motivationshelferin« oder eine »Promi-Sitterin« oder »nüchterne Begleitperson« oder was auch immer); eigentlich bloß, um darauf aufzupassen, dass ich vor den Lesungen kein Heroin sniffte. Natürlich war sie angestellt, um den Verlag zu schützen, nicht mich. Dort interessierte man sich nicht besonders für die tiefer liegenden Gründe meiner Abhängigkeit (aber das tat ich schließlich auch nicht), sondern dachte nur an den Gewinn, den die Tour einbrachte. Ich selbst hielt mich für »geschwächt, aber funktionstüchtig«, doch nach den Memos zu urteilen, die mein Drogen-Cop von unterwegs an die Presseabteilung von Knopf mailte, war ich alles andere als funktionstüchtig.

E-Mail-Memo Nr. 6: »Fanden den Schriftsteller 15 Meilen südlich von Detroit im Heck von abgewürgtem Van auf dem Mittelstreifen der Schnellstraße, wo er an nicht existentem Schorf knibbelte.«

E-Mail-Memo Nr. 9: »Schriftsteller hat es irgendwie geschafft, auf einer Globalisierungsgegner-Demo in Chicago Tränengas abzukriegen.«

E-Mail-Memo Nr. 13: »Berkely; wütender (Drogendealer) würgt Schriftsteller wegen »ausstehender Bezahlung« in Gasse hinter Barnes & Noble.«

E-Mail-Memo Nr. 18: »Cleveland; Schriftsteller schlief bis 15 Uhr, versäumte alle Interviewtermine morgens und mittags und wurde dann gefunden, als er »wie ein Schwein fraß«, bis er »kotzen« musste. Außerdem: Schriftsteller stand im Hotel vor dem Spiegel und schluchzte: »Ich werde immer älter.««

E-Mail-Memo Nr. 27: »Santa Fe; Schriftsteller hat angeblich einen Doberman ermutigt, Cunnilingus an bewusstlosem Groupie auszuführen, und als (besagtes Tier) kein hinreichendes Interesse (an besagtem Groupie) zeigte, schlug der Schriftsteller (besagtem Tier) auf den Kopf, woraufhin er schwer gebissen wurde.«

E-Mail-Memo Nr. 34: »Buchmesse in Miami; Schriftsteller schloss sich im Waschraum der Buchhandlung ein und brüllte Beschäftigte der Buchhandlung wiederholt an: »Geht weg!« Als Schriftsteller eine Stunde später herauskam, »randalierte« er erneut. Schriftsteller brüllte: »Ich spüre eine Schlange! Sie beißt mich! Sie ist IN MEINEM MUND!« Schriftsteller wurde nach draußen zu einem bereitstehenden Streifenwagen gezerrt, wobei er sich an jungen, entsetzten Yesheva-Studenten klammerte, der zur Lesung gekommen war und vom Schriftsteller permanent betatscht und befummelt wurde, bis der Krankenwagen eintraf. Die letzten – gebrüllten – Worte des Schriftstellers, bevor er mit verdrehten Augen abtransportiert wurde, ich zitiere: »Ich will den Judenbengel behalten.««

Paul Bogaards antwortete dann darauf selbst mit E-Mails wie: »Ist mir egal, ob Sie dem Schriftsteller einen Besenstiel in den Arsch stecken müssen, um ihn senkrecht auf die Bühne zu kriegen – tun Sie’s einfach.« Ich kam mir vor, als wäre ich gehijackt worden – die Tour erschien mir endlos und ungeheuer unfair. Unter dem Dauerstress klappte ich immer wieder zusammen. Wellbutrin half mir über die Runden, zusammen mit meiner Weigerung, mir einzugestehen, dass irgendwas mit mir nicht stimmte. Meine Betreuerin nannte die Lesetour mittlerweile »eine wahrhaft traumatische Erfahrung«. Ich konterte: »Es ist mal was anderes.« Sie schnappte zurück: »Sie müssen erst ganz unten ankommen.« Aber es war gar nicht einfach, ganz unten anzukommen, wenn man rund drei Millionen Dollar im Jahr verdiente.

Die Rezensionen meiner Lesungen klangen alle ähnlich: »Unzusammenhängend, unkonzentriert und selbstverliebt begrub Ellis den Abend unter so viel dummem Gewäsch, dass man von dem Auftritt nur einen Gewinn hatte: zu erleben, wie ein gefeierter Schriftsteller sich selbst demonstriert ...« war keine untypische Reaktion. Dank des Internets raste die Kunde von meinen »verwahrlosten« und »unfreiwillig komischen« Signierstunden durch den Cyberspace und veranlasste die Leute, Bücher zu kaufen; es pflanzte Ärsche in all diese Klappstühle bei den Lesungen, die der Verlag organisiert hatte und die sich zu Riesengeschichten auswuchsen, weil ich genau die abgestumpfte, ausgebrannte Coolness verströmte, die in jener speziellen Phase unserer Kultur so ungeheuer populär war. Aber das Verlangen, mich selbst auszulöschen, war zu groß – es bedeutete, ein Spiel zu gewinnen, in dem es keine Gewinner gab. Ich war schließlich so mangelernährt, dass sich mitten während einer Le-

sung in Philadelphia (bei der ich das Buch weggeworfen und angefangen hatte, über meinen Vater zu lamentieren) ein Schneidezahn löste.

Ich war ausgepowert vom Dauerfeuer der Presse (und von meinem Doppelspiel und den Wahrheiten, die ich verbarg), und nach der Premiere der Verfilmung von *American Psycho* – auf die sich die sechzehnmonatige *Glamorama*-Welttournee zuwälzte, wo sie ihren Kulminationspunkt erreichte – wurde mir klar, dass ich, wenn ich wieder leben (d.h. nicht sterben) wollte, New York den Rücken kehren musste. Ich war so was von ausgebrannt. Der einwöchige Koks-und-Heroin-Exzess, der nun folgte, begann in der Limousine auf der Fahrt zur Film Premiere in den Sony Theaters Broadway Ecke 68th und fand seine Fortsetzung in einer langen Partynacht, die im Cerruti-Laden auf der Madison losging (Cerruti hatte die Garderobe für den Film gestellt), dann downtown ins Pop führte, anschließend zu Spa weitertanzte und schließlich in meiner Wohnung endete, wo die Darstellerriege mitsamt ihren diversen Agenten, die Pressemenschen und DJs und andere wichtige Mitglieder des jungen Hollywood schwofen, bis der Hausverwalter am nächsten Morgen erschien und wegen des unerträglichen Lärmpegels verlangte, dass ich alle rausschmiss, obwohl ich, high und randvoll mit Wodka und Base, versuchte, ihn mit einer Rolle Hunderter zu bestechen. Nach dieser Nummer lag ich die nächsten sieben Tage alleine im Bett, guckte Porno-DVDs ohne Ton, sniffte insgesamt vielleicht vierzig Tütchen Heroin, neben mir einen blauen Plastikeimer, in den ich ständig kotzte, und redete mir ein, dass der mangelnde Respekt, der mir als Mensch vonseiten der Kritikerkaste entgegengebracht wurde, so furchtbar wehtat, dass ich diesen Schmerz mit Drogen betäuben musste. Ich lag nur noch

da und wartete auf das schäbige Ende meiner kometenhaften Karriere.

• • •

In der Woche darauf folgte ein überflüssiger Aufenthalt in der Exodus-Klinik in Marina Del Ray (wo man bei mir etwas diagnostizierte, das sich »erworbener situationsbedingter Narzissmus« nannte). Das half mir nicht. Nur die Speedballs, das Koks und das Löschpapier mit LSD, auf das Bart Simpson und Pikachu gestempelt waren, bedeuteten mir etwas, waren das Einzige, das mich überhaupt etwas *fühlen* ließ. Das Kokain zerstörte mir die Nasenschleimhäute, darum dachte ich tatsächlich, die beste Lösung sei, mich ganz aufs Basen zu beschränken, aber bei den zwei Litern Wodka, die ich täglich trank, war selbst dieses Ziel nur verschwommen auszumachen und unerreichbar. Zudem wurde mir bewusst, dass ich während der letzten zwei Jahre nur einen einzigen Text geschrieben hatte: eine grauenhafte Kurzgeschichte mit Außerirdischen, einem Fast-Food-Restaurant und einer sprechenden, bisexuellen Vogelscheuche, obwohl ich ICM zumindest einen ersten Entwurf meiner Autobiografie versprochen hatte. Da Binky zufolge pro Monat mindestens zwei Anfragen nach autorisierten Biografien abgelehnt wurden, hatten sich schon mehr als ein Dutzend Verlage nach der Autobiografie erkundigt. Auf der *Glamorama*-Tour hatte ich mich in vielen Interviews bereits großkotzig darüber ausgelassen, am detailliertesten in einem Interview, das ich (faselnd) dem *Rolling Stone* für die Doppelnummer zum Jahresende 1998 gab. Ich hatte sogar schon einen Titel parat, ohne auch nur einen einzigen brauchbaren Satz geschrieben zu haben: *Where I Went I Would Not Go Back*. Die Autobiografie sollte sich vor-

nehmlich mit den prägenden Erlebnissen meiner Jugend und meinem ersten Semester in Camden befassen und einen Monat vor der Veröffentlichung von *Unter Null* enden. Wenn ich bloß daran *dachte*, kam ich zu nichts Verwertbarem (ich könnte niemals in einem autobiografischen Text so aufrichtig von mir selbst erzählen wie in einem Roman), daher gab ich auf. (Es existiert übrigens eine unautorisierte Biografie von einem Schriftsteller namens Jaime Clarke, die nächstes Jahr bei Bloomsbury erscheinen soll und gegen deren Veröffentlichung ich schärfstens protestieren werde – ihr Titel: *Ellis Island*.) Und der Drogenkonsum ging weiter.

Dazu kam jetzt ein Problem mit dem Geld: Ich hatte keins mehr. Ich hatte alles verballert. Wofür? Drogen. Partys, die 50.000 Dollar kosteten. Drogen. Mädchen, die nach Italien, Paris, London, St. Barts ausgeführt werden wollten. Drogen. Ein Schrank voll Prada. Drogen. Eine Entziehungskur, deren Kosten von der Krankenversicherung nicht übernommen wurde. Das Geld der Filmindustrie für Drehbuchüberarbeitungen, das eine Zeit lang förmlich auf mich herunterregnete, versiegte, als die Drogengerüchte zu konkret wurden, um ignoriert zu werden, und als ich Drehbücher zurücksandte, ohne die erwünschten Änderungen vorgenommen zu haben. Ich hatte nur Bemerkungen an den Rand gekritzelt: »Nicht besonders« und »Finde ich super« oder »Besser etwas aufmotzen« oder das immer gern genommene »Ich habe meinen Vater gehasst«. Der Funke, der mich angetrieben hatte, verlösch langsam. Wieso ließ ich mich mit Gangbangern und Diamantenschmugglern ein? Warum kaufte ich gleich ganze Kilos? Meine Wohnung stank nach Marihuana und Freebase. Eines Nachmittags wachte ich auf und stellte fest, dass ich nicht mehr wusste, wie alles funktionierte. Wer zahlte meine Hypothek? Woher

kamen die Sterne? Nach einer Weile begreift man, dass alles stillsteht.

Es war höchste Zeit, Schadenbegrenzung zu betreiben. Es war höchste Zeit, alte Kontakte wieder aufzufrischen. Es war höchste Zeit, mich selbst mehr zu fordern.

Ich hatte das Baggern verlernt, ich hatte nicht mehr den Nerv, das Arschige, das man braucht, um im Rampenlicht zu stehen. Meine Lust, zur Promiszene zu gehören, ging gegen null – das alles war mir zuwider geworden. Mein Leben – mein *Name* – war zu einer überstrapazierten, unwitzigen Pointe geworden, und das hing mir zum Hals raus. Prominenz bedeutet, ein kodierte Leben zu leben, in dem man ständig erst entschlüsseln muss, was die anderen von einem wollen. Man bewegt sich auf schlüpfrigem Terrain, und alle Entscheidungen, die man trifft, erweisen sich letztendlich als falsch. Was alles noch unerträglicher machte, war der Umstand, dass ich niemandem davon erzählen konnte, denn ich kannte niemanden, der das hätte nachvollziehen können (vielleicht Jay McInerney, aber der steckte selbst noch viel zu tief in allem drin, deshalb hätte er es niemals verstanden), und erst nachdem ich endlich kapiert hatte, dass ich alleine dastand, begriff ich, dass ich in ernsthaften Schwierigkeiten steckte. Mein bittersüßes Verhältnis zu Ruhm und Drogen – das Vergnügen, das ich daraus bezog, in Selbstmitleid zu schwelgen – war in eine belastende Traurigkeit umgeschlagen, und die Zukunft sah nicht ansatzweise vielversprechend aus. Nur eins schien mit Windeseile auf mich zuzustürmen: Schwärze, das Grab, das Ende. Also kamen in diesem schrecklichen Jahr die unvermeidlichen Zwölf-Stufen-Programme, die sechs verschiedenen Therapiezentren, die endlosen zweiten Chancen, die vierte Intervention, die unvermeidlichen erneuten Abstürze, die wie-

derholten Rückfälle, die trügerischen Besserungen, die plötzliche Flucht nach Las Vegas, der Taumel in den Abgrund und schließlich der Totalausfall. Schließlich rief ich Jayne an. Sie hörte mir zu. Sie machte mir ein Angebot. Sie reichte mir eine Hand. Ich war so erschüttert, dass ich in Tränen ausbrach. Was ich hier bekam, das begriff ich sofort, war etwas ganz Seltenes: die zweite Chance bei einem Menschen. Ich zögerte zwar kurz, doch ein Faktor überwog alles andere: Niemand sonst wollte mich.

Und deswegen kam ich schnell wieder auf die Beine. Im Mai wurde ich clean, im Juni unterschrieb ich auf Drängen von ICM bei Knopf (wo man zunächst gezögert hatte) einen Riesenvertrag für einen Roman, und im Juli zog ich in Jaynes neu gebautes Haus. Später im selben Monat heirateten wir im privaten Rahmen standesamtlich, nur Martha, ihre Assistentin, war als Trauzeugin dabei. Doch da Jayne Dennis eine bekannte Schauspielerin war, sickerte die Nachricht »irgendwie« durch. Umgehend brachte der *National Enquirer* einen Artikel über Jaynes »spektakuläres Pech in der Liebe«, listete alle ihre unglücklichen Beziehungen auf (wann war sie noch mal mit Matthew McConaughey zusammen gewesen? Und mit Billy Bob Thornton? Russell Crowe? Wer zum Teufel war Q-Tip?) und fragte seine Leser: »Was hält Jayne Dennis bei einem Mann, der sie so bitter enttäuscht hat?« Es wurden Vergleiche mit Anjelica Houston und Jack Nicholson angestellt, mit Jerry Hall und Mick Jagger. Ein Psychiater äußerte die Hypothese, dass in Bezug auf Fehlentscheidungen in Liebesdingen kein Unterschied zwischen prominenten und nicht prominenten Frauen bestehe. »Man kann schön und erfolgreich sein und sich trotzdem zu Versagern hingezogen fühlen«, wurde der Psychiater zitiert, und weiter: »Schöne Frauen ziehen Nieten

oft geradezu an.« Was in dem Artikel noch zur Sprache kam, war meine »ausgeprägte Gefühllosigkeit« und dass ich nicht bereit war, »meine Kommentare über Keanu Reeves' Rolle bei dem Ganzen zurückzuziehen«. Eine anonyme Quelle ließ verlauten: »Es ist wohl der Reiz des Neuen, sich mit einem Stinktier einzulassen – wahrscheinlich fehlt ihr eine echte Herausforderung.« Eine »enge Vertraute« von Jayne wurde zitiert: »Bret Easton Ellis zu heiraten, war eine der dümmsten Entscheidungen in diesem neuen Jahrhundert.«

Schadenbegrenzung. Wir gaben dem Magazin *Talk* ein Interview (betitelt »Schnäppchen oder Schnapsidee?«), in dem Jayne für mich eintrat und ich Reue bekundete. Der Artikel ging ausführlich auf meine Jahre im Drogen- und Alkoholsumpf ein. Ich erklärte, ein neuer Mensch zu sein. »Über Bret sind böartige, falsche Dinge verbreitet worden«, fing Jayne an. Von ihr ein bisschen geschubst, warf ich »indigniert« ein: »Ja, das hat mich sehr verletzt.« Dann klagte Jayne weiter: »Dieses Geschäft ist wirklich Gift für eine Beziehung – ich habe viel von meinem Selbstvertrauen eingebüßt«, und »Ich glaube, dass nette Männer – was immer das bedeutet – von mir eingeschüchtert waren, darum waren die Männer, mit denen ich zusammen war, meistens nicht besonders liebevoll.« Der Verfasser vermerkte den »verstohlenen Seitenblick«, den Jayne mir dabei zuwarf, und er registrierte, dass ich »eisern die Fassung bewahrte«. Allerdings schien er mir nicht zu glauben, als ich erklärte: »Ich versuche, ganz für sie da zu sein, wenn ich mit meinen Kindern zusammen bin – ich nehme meine Vaterrolle sehr ernst.« (Der Journalist bemerkte nicht, mit welcher Düsternis mich zu diesem Zeitpunkt alles an meinem neuerdings nüchternen Leben amüsierte: eine niedergeschlagene Miene, ein Blutfleck an einer Hand, ein Herz, das nicht mehr

schlägt, die Grausamkeit von Kindern.) Der Verfasser hatte seine eigenen küchenpsychologischen Erklärungen parat: »Es ist ein bekanntes Phänomen, dass berühmte Frauen sich selbst unglücklich machen, denn sie haben nie das Gefühl, dass sie das, was sie erreicht haben, auch verdienen«, und »Man braucht Charakterstärke, um einem Schuft zu widerstehen, und ein Prominenter hat nun mal auch nicht mehr Charakterstärke als der Durchschnittsmensch«. Zudem stellte der Interviewer mir Fragen im Stile von: »Einige Kritiker haben Zweifel hinsichtlich Ihrer Glaubwürdigkeit – was würden Sie antworten?« oder »Warum sind Sie im letzten Jahr bei den Golden Globe Awards zusammengebrochen?«. Aber Jayne setzte weiterhin Floskeln wie »Bret gibt mir so viel Kraft« dagegen, was eine ungenannte Freundin so kommentierte: »Das ist ein Witz. Mal ehrlich, der Grund, warum Jayne Bret geheiratet hat, ist einzig und allein ihr geringes Selbstwertgefühl. Sie verdient was Besseres als einen ewigen Frat-Boy, klar? Ellis ist ein totaler Loser.« Eine weitere ungenannte Freundin erklärte: »Bret hat sie ja nicht mal zum Geburtsvorbereitungskurs begleitet! Wir reden hier von einem Typen, der im Taxi Thaisticks geraucht hat.« Jayne räumte ein, ihr Hang zu »bösen Jungs« sei wie eine Sucht gewesen und deren »Unberechenbarkeit« habe sie angemacht. »He, ich bin ein interessanter Begleiter«, werde ich zitiert. Eine weitere anonyme Quelle: »Ich glaube, Jayne ist mit Bret zusammen, weil sie einen Samariterkomplex hat – sie hat sich eingeredet, er hätte irgendwo einen guten Kern.« Wiederum eine andere ungenannte Quelle widersprach und formulierte es etwas schroffer: »Ein riesiges Arschloch.« Ich fügte noch hinzu: »Jayne macht mein Leben erst komplett – dafür danke ich ihr.« Der Artikel schloss, unerhört, wie ich fand, mit den Worten: »Dann viel Glück, Jayne.«

Jayne war aus Los Angeles hinaus in einen anonymen Vorort im Nordosten gezogen, nah genug an New York für Meetings und doch weit genug weg von dem, was sie als urbane Bedrohung betrachtete. Die Anschläge auf das World Trade Center und das Pentagon waren der Auslöser, und Jayne zog entfernte Orte im tiefsten Südwesten in Betracht, aber schließlich begnügte sie sich damit, dass sie mindestens zwei Stunden von einer Großstadt entfernt leben wollte, wo sich Selbstmordattentäter in belebten Burger Kings, U-Bahnen zur Rushhour, bei Starbucks und im Wal-Mart in die Luft sprengten. Pyramiden von Stacheldraht umgaben Quarantänezonen; ganze Stadtteile waren »abgeriegelt«, Freeways waren zu Schützengräben geworden, und auf den Titelseiten der Zeitungen sah man jeden Morgen Luftaufnahmen der ausgebombten Innenstädte; Berge übereinandergeworfener Leichen waren im Schatten eines Krans zu sehen, der große, rußgeschwärzte Betonplatten anhob. Immer öfter hieß es »keine Überlebenden«. Allerorten gab es kugelsichere Westen zu kaufen, weil plötzlich überall Heckenschützen aufgetaucht waren, und dass Militärpolizei an jeder Ecke Posten bezogen hatte, machte es nicht besser; Überwachungskameras hatten sich als nutzlos erwiesen. Es gab so viele gesichtslose Feinde – aus dem Inland und von außen –, dass niemand mehr wusste, wer gegen wen kämpfte. Dadurch waren die Städte zu Orten des Trauerns geworden, wo der Alltag von scharfkantigen Halden aus Stahl, Glas und Steinen unterbrochen wurde – Schmerz und Leid in unvorstellbarem Ausmaß stiegen über ihnen auf, noch verstärkt durch die schmutzigen, in Fetzen hängenden Fotokopien mit den Bildern der Vermissten, die überall hingen und nicht nur daran erinnerten, was man verloren hatte, sondern auch an das mahnten, was noch kam. Es waren die endlosen CNN-Montagen von in Zeitlupe umherirrenden,

benommenen Menschen, einige von ihnen in amerikanische Flaggen gewickelt, während im Hintergrund Bruce Springsteen leise »We Shall Overcome« sang. Es gab zu viele Schreckensmomente, in denen die Lebenden die Toten beneideten, und die Menschen zogen raus aufs Land und in die Vororte, nur weg. Städte waren keine Orte, an denen eine Familie leben konnte, oder wie Jayne es genauer formulierte, wo man eine Familie gründen konnte. Zu viele Menschen hatten ihre Liebesfähigkeit verloren.

Jayne wollte unbedingt begabte, gut erzogene und erfolgreiche Kinder großziehen, aber sie hatte vor so gut wie allem Angst: vor der Bedrohung durch Pädophile, vor Bakterien, vor Offroadern (wir besaßen einen), Waffen, Pornografie und Rapmusik, vor Feinzucker, vor ultravioletten Strahlen, Terroristen, vor uns selbst. Ich machte eine Anti-Aggressions-Therapie und arbeitete mit dem Therapeuten an »alten Wunden«, nachdem in einer harmlosen Unterhaltung mit Jayne unvermittelt frühere Meinungsverschiedenheiten wegen Robby wieder zur Sprache gekommen waren. (Es ging nur darum, was er wollte. Es ging ausschließlich darum, was er brauchte. Alle Bedürfnisse, die ich hatte, wurden übergangen, und ich hatte das zu akzeptieren. Ich musste mich dem gewachsen zeigen.) Den ganzen Sommer über versuchte ich die beiden kennenzulernen, diesen bekümmerten, traurigen, aufgeweckten Jungen, der ausweichende Antworten auf Fragen gab, die nach meinem Dafürhalten Klarheit und Präzision verlangten, und Sarah, die nun sechs war und mich praktisch permanent wissen ließ, wie alles um sie herum sie anödete. Da das Ferienlager abgesagt worden war, ließen Jayne und ich uns Freizeitaktivitäten einfallen, um sie aus ihrer Lethargie zu reißen: einen Karatekurs, Oboe-Unterricht, die Lernkassetten, Spielzeug mit intelligenten Funktionen, einen Ausflug ins Wachsfigurenkabinett, einen

Besuch im Aquarium. Sommer hieß für mich, Robby (der sich als »professioneller« Videospieler verstand) einen Wunsch abzuschlagen, als er nach Seoul zu den World Cyber Games wollte. Sommer bedeutete, sich mit einer breiten Palette von Medikamenten vertraut zu machen, die die Kids nahmen (leistungsstärkende Mittel, Stimmungsstabilisatoren, das Antidepressivum Lexapro, Adderall, das die Hyperaktivität beziehungsweise das Aufmerksamkeitsdefizitsyndrom eindämmte, und diverse andere Antiepileptika und Neuroleptika) und die man ihnen verschrieben hatte. Sommer bedeutete, ein Fort zu bauen. Und Plätzchen zu verzieren. Der silberne Roboter, den ich für Robby kaufte, der dazu sagte: »Dafür bin ich zu alt, Bret.« Eine Astronomie-CD-Rom, die er stattdessen wollte. Es war der Sommer des Trampolins, das ich kaufte, und der unbedeutenden Verletzung, die Robby sich zuzog (eine missglückte Landung nach einer akrobatischen Einlage). Wir machten Spaziergänge im Wald. Wir machten Ausflüge ins Grüne. Ich konnte es nicht fassen, aber ich besichtigte tatsächlich sowohl eine Farm wie eine Schokoladenfabrik und streichelte im Zoo eine Giraffe (die später bei einem heftigen Sommergewitter vom Blitz erschlagen wurde). Ich lernte *Snuffleupagus* wieder kennen. Der Sommer bedeutete Farben und Formen und Zählen mit Sarah, die »Hola« sagen konnte, und der blaue Hund und der freundliche Drache und die Puppenspiele, in denen die Tiere sich anzüglich verhielten, waren unsere ständigen Begleiter, und ich las ihr »The Poky Little Puppy« von der CD-Rom vor, gegen die das Buch kalt und uninteressant aussah, während uns die Illustrationen mit leerem Glühen vom Monitor anstrahlten. Das alles wirkte auf mich irgendwie unreal. Ich war in die Rolle des Ehemanns und Vaters – und Beschützers – gedrängt worden und hatte haushohe Zweifel an meiner Eignung. Aber ich

gehorchte einem höheren Ziel. Ohne zu wissen, wie, kam ich doch voran. Ich schlug den Kindern gegenüber einen konsequenteren Ton an, wenn sie misshandelt oder gleichgültig oder ungezogen waren, was Jayne zu freuen schien. (Aber Jayne verlangte auch, ich sollte »meine Karriere nicht aus den Augen verlieren«, daher besorgte ich mir ohne große Mühe einen Job als Creative-Writing-Lehrer am dortigen College – auch wenn sich die Gruppe nur einmal die Woche für drei Stunden zusammenfand.) Ich merkte, dass ich mich veränderte. Und ich konnte nicht anders, als diese Veränderung als positiv zu empfinden. Ich sehnte mich nicht mehr nach Abwechslung. Die Gedrängtheit meines Lebens in der Stadt gab sich – die Vorstädte waren zersiedelt und weitläufig; die Zeiten, in denen ich im Wörterbuch des Teufels (*Zagat's*) geblättert hatte, um ein anständiges Restaurant zu finden, waren vorbei, vorbei auch das Geschachere um Tischreservierungen. Wen kümmerten noch die VIP-Lounges oder die Posen für die Paparazzi auf dem roten Teppich bei Filmpremieren? In der Vorstadt war ich relaxt. Alles war anders: der Tagesablauf, der soziale Status, das Misstrauen anderen gegenüber. Sie war ein Zufluchtsort für die nicht ganz so Konkurrenzfähigen; sie war die Regionalliga. Man musste sich einfach nicht mehr so viele Gedanken machen. Die auf den Punkt genaue Pose erübrigte sich. Ich hatte erwartet, diese Langeweile würde mich anöden oder ankotzen, was jedoch nie eintrat. Wenn ich an irgendwem vorbeifuhr, der gerade einen Strauch beschnitt, brachte es eben nicht das Pulverfass schwelender Unzufriedenheit zur Explosion, wie ich erwartet hatte. Ich hatte mein Abo für *I Want That!* gekündigt, und eine Weile ging es mir gut. Eines Tages im späten August fuhr ich an einem ganz normalen Feld vorbei, auf dem vereinzelt Pappeln standen, und plötzlich stockte mir der Atem. Ich fühlte eine Träne

auf meinem Gesicht. Verblüfft begriff ich, dass ich glücklich war.

Aber mit dem Ende dieses Sommers trat all das, was ich neu gelernt hatte, in den Hintergrund.

Die »Probleme«, die sich innerhalb des Hauses im Laufe der nächsten zwei Monate entwickeln sollten, begannen im späten Oktober und erreichten ihren Höhepunkt im November. Alles brach in einem Zeitrahmen von zwölf Tagen in sich zusammen.

Ich erzähle von diesen »Vorkommnissen« in chronologischer Reihenfolge. *Lunar Park* folgt den Ereignissen in ziemlich geradliniger Weise, und auch wenn dies eine allem Anschein nach wahre Geschichte ist, ging dem Schreiben dieses Buches keine Recherche voraus. So habe ich mir beispielsweise nicht die Autopsieberichte zu den Morden angesehen, die in diesem Zeitraum geschehen sind, weil ich sie, auf meine Art, selbst begangen habe. Ich war dafür verantwortlich und wusste, was den Opfern widerfahren war, ohne dazu einen Leichenbeschauer zu benötigen. Es gibt auch Menschen, die die entsetzlichen Vorfälle infrage stellen, die sich in jenem Herbst in der Elsinore Lane ereigneten, und als die Rechtsabteilung von Knopf das Buch überprüfte, war auch meine Exfrau unter denen, die dagegen protestierten, ebenso wie bemerkenswerterweise meine Mutter, die während dieser fürchterlichen Woche gar nicht dabei war. (Die Akten, die das FBI zu meiner Person führt, setzen zeitlich im November 1990 ein, bei der Kontroverse um die Veröffentlichung von *American Psycho*, und sie werden bis heute weitergeführt. Diese Akten hätten Klarheit gebracht, sie sind jedoch bis heute der Öffentlichkeit nicht zugänglich, und mir wurde untersagt, aus ihnen zu zitieren.) Und

die wenigen »Zeugen«, die diese Ereignisse bestätigen können, sind schlicht und einfach verschwunden. So ist etwa Robert Miller, der von mir beauftragte Parapsychologe, unauffindbar, und die Website, über die ich in ersten Kontakt mit ihm getreten war, existiert nicht mehr. Meine damalige Psychiaterin Dr. Janet Kim mutmaßte, dass ich zu jener Zeit »nicht ich selbst« gewesen sei, und sie hat angedeutet, dass »möglicherweise« Drogen und Alkohol »Schlüselfaktoren« für meinen »wahnhaften Zustand« gewesen seien. Personennamen wurden geändert, und ich lasse auch den Namen des Schauplatzes im Dunkeln, denn das spielt keine Rolle; es ist ein Ort wie jeder andere. Während ich diese Geschichte aufschrieb, wurde mir klar, dass *Lunar Park* sich überall hätte zutragen können. Die Ereignisse waren einfach unvermeidlich und wären in jedem Fall eingetreten, egal, wo ich mich zu jenem Zeitpunkt meines Lebens aufgehalten hätte.

Der Titel *Lunar Park* sollte keine Anspielung auf Luna Park sein (so stand es noch irrtümlicherweise auf dem ersten Vertrag mit Knopf). Der Titel hat nur für meinen Sohn eine Bedeutung. Es sind die letzten beiden Worte dieses Buches, die sich bis dahin hoffentlich auch dem Leser von selbst erklären.

Ganz gleich, wie entsetzlich die geschilderten Ereignisse auch erscheinen mögen, eines dürfen Sie als Leser nie vergessen, wenn Sie dieses Buch in Händen halten: Alles beruht auf Tatsachen, jedes einzelne Wort ist wahr.

Was mich am meisten quält? Da niemand wusste, was in diesem Haus vor sich ging, hatte auch niemand Angst um uns.

Doch jetzt ist die Zeit gekommen, in die Vergangenheit zurückzugehen.

2 die party

»Du siehst dir verblüffend ähnlich.«

Jayne sagte das, nachdem sie mich mit fragendem Blick gemustert und sich spitz erkundigt hatte, als was ich bei der Halloweenparty erscheinen wolle, die wir heute Abend schmissen, und ich gesagt hatte, ich wolle als »ich selbst« gehen. Ich trug verwaschene Jeans, Sandalen, ein weißes Schlabber-T-Shirt mit einem riesigen aufgedruckten Marihuanablatt und einen Minisombrero aus Stroh. Wir befanden uns bei diesem Wortwechsel in einem Schlafzimmer, das die Größe einer großzügig geschnittenen Wohnung hatte, und ich versuchte, ihr die Sache zu verdeutlichen, indem ich die Arme ausbreitete und mich langsam um meine eigene Achse drehte, damit sie die geballte Ladung Bret in Augenschein nehmen konnte.

»Ich will keine Masken mehr tragen«, sagte ich stolz. »Ich möchte sein, wie ich bin, Schatz. Das hier nennt sich das ›offizielle Gesicht‹.« In der Drehung begriffen, bemerkte ich Victor, den Golden Retriever, der zusammengerollt in der Ecke lag und mich anstarrte. Der Hund glotzte noch etwas und gähnte dann.

»Dann gehst du also als was? Als mexikanischer Kiffer-Aktivist?«, fragte sie, zu müde für weitere zornige Blicke. »Wie soll ich den Kindern das tolle T-Shirt erklären, das du da trägst?«

»Falls sie fragen, werd ich ihnen erklären, dass ...«

»Ich sag ihnen einfach, es wär eine Gardenie«, seufzte sie.

»Sag ihnen einfach, Bret wäre dieses Jahr in totaler Halloweenstimmung«, schlug ich vor, während ich mich mit erhobenen Armen noch einmal um mich selbst drehte. »Sag ihnen, ich wäre dieses Jahr ein Bild von einem Mann.« Ich grapschte spielerisch nach Jayne, aber sie war zu schnell weg.

»Das ist wirklich toll, Bret – ich bin ja so stolz auf dich«, sagte sie ohne Begeisterung, als sie das Zimmer verließ. Der Hund warf mir einen ängstlichen Blick zu, raffte sich dann auf und folgte Jayne. Er blieb nicht gern allein mit mir in einem Zimmer. Seit ich im letzten Juli eingezogen war, war der Hund ein Wrack. Und da Jayne besessen war von einem Buch mit dem Titel *Wenn sie doch sprechen könnten* (ich hatte es für ein Exposé über den Hollywoodnachwuchs gehalten, aber in Wirklichkeit war es eine Untersuchung über Zootiere), hatte der Hund bereits eine Hydrotherapie und Akupunktursitzungen durchgemacht und war zum Chiropraktiker geschleppt worden (»He, warum besorgen wir ihm nicht gleich einen Personal Trainer?«, hatte ich irgendwann gemurmelt), und schließlich musste er zum Hundepsychologen, der ihm Cloinicalm verschrieb, was nichts anderes ist als Prozac für Hunde, doch weil das Mittel bei ihm »zwanghaftes Lecken« auslöste, bekam er stattdessen eine Art Hunde-Paxil (dieselbe Medikation, die man auch Sarah verschrieben hatte, was uns alle ziemlich beunruhigte). Aber er mochte es weiterhin nicht, allein mit mir in einem Zimmer zu sein.

Die Party war meine Idee gewesen. Ich war mehr als vier Monate lang ein »braver Junge« gewesen und fand, irgendeine Art von Feierlichkeit hätte ich mir verdient. Aber da aufwendige Halloweenpartys der Vergangenheit angehörten (einer Vergangenheit, die Jayne verdrängen und ausradie-